



1924-07-13

## Seltsames vom Büchertisch.

Marianne Trebitsch-Stein

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19240713&seite=26&zoom=33>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Trebitsch-Stein, Marianne, "Seltsames vom Büchertisch." (1924). *Essays*. 1471.  
[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/1471](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1471)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

## Seltsames vom Büchertisch.

Von **Marianne Trebitsch-Stein.**

In des Arbeitszimmers Ecke steht ein kleiner Tisch, darauf stapeln sich die Bücher hoch. Neue Belletristik, seltsame Geschichten, Reisebilder, Bücher fremder Menschen, die des Lebens Wunderland in diesen eingefangenen Phantasien suchen. Nur die großen starken Seelen rahmen in ihr Buch das eigene Ich. Zumeist ist dieses Buch ein Fluchtgedanke in ein anderes Leben, in ein fremdes, abenteuerreiches Schicksal....

Als ein neuer Dichter für uns Deutsche, der mit Göttern, Menschen und Geistern lebt, will Lord *Dunsany* gewertet sein, dessen „*Seele am Galgen*“ bei Rütten und Loening erschienen ist. Ein Ire von Geburt, den schon das irische Nationaltheater Dublins im Jahre 1909 als Autor nannte, bringt er die Mystik seiner grünen Insel Erin mit, jene Mystik, die so stark zur Märchensymbolik neigt und dennoch, die oft grotesken Schwächen dieser kleinen Menschheit nicht übersieht. Oskar Wilde hat ebenso, noch unbewußt von irischer Art befangen, dort, wo er ins Reich der Fabel wandert, die Satire mit der dichterischen Bildersprache eng verschwistert. Lord Dunsany ging außerdem bei R. L. Stevensons ganz seltsamer Erzählerkunst zur Lehre, holte sich vermutlich auch beim Meister der satirischen Erquicklichkeit, bei Anatole France, ein gut Teil seiner Weltbetrachtung, und gab aus Eigenem die Seele eines Dichters, die erdrosselt an der hohen Galgenstange dieses Lebens baumeln müßte, wenn sie nicht ins Märchenreich hinüberträumen dürfte. Ein Spaß der Götter von Pegana ist das Erdenwallen unserer Seele, die im Sklavenleib gefangen schmachtet, im Sklavenleib, der Trotz und Aufruhr gegen seine Götter fühlt. Nur wer das „Wunderfenster“ einzutauschen weiß, der alles, was er hat, dafür hingibt, sieht hinab ins Wunderland, selbst aus der Mansardenluke eines Großstadthauses. Elfenkinder, die als „Wilde Wesen“ über Moorgrund tanzen, sehnen sich nach einer Menschenseele und verdammen diesen übeln Tausch, sobald sie nur das Menschenleben klar erfassen, dieses Menschenleben, das Symbol ist, wie ein alter brauner Rock, der fadenscheinig, abgenutzt, doch ewig Kreaturen lockt, sich um dies Endchen seiner abgeschabten Herrlichkeit zu balgen. Durch die ganze Welt, durch die wahre und phantastisch ausgeschmückte, läuft die Märchenphantasie Lord Dunsanys. Einmal landet sie am Galgen, wo der Räuber Tom erhängt im Nachtwind flattert, dann eilt sie in das Reich der Götter von Pegana, wo die legendären Götter eigenen Mythenlandes herrschen, schlafen, Rache oder Späße üben. Und wieder reicht die Exotik seiner Dichterträume nach den Südsee-Inseln, nach China, nach dem Orient und Afrika, und wieder reicht sein Haschischtraum nach London.... „Kommt mit mir,“ ruft Lord Dunsany im Fluchtgedanken aus dem Lebenschaos, „kommt mit mir, die ihr überdrüssig seid der euch bekannten

Welt; hier findet ihr neue Welten.“ Das deutsche Buch von Göttern, Menschen und Geistern gibt nur einen kleinen Ausschnitt seines Schaffens. Emmerich Reecks, des [Übersetzers], Auswahl ist recht klug getroffen.

Irishen Geblütes, so man vom Namen auf die Stammverwandtschaft schließen darf, ist auch Eugene G. *O'Neill*, der mit einemmal aus Amerika den letzten Schrei des Dramas ruft. Sein Hang zum Primitiven, seine Neger- und Seemannsromantik, die ähnlich schon im alten englischen Roman (als Negerfreundschaft auch derzeit in Frankreich) aufklingt, hat bei uns in deutschen Landen nur geteilte Sympathie gefunden. Nachdem das Deutsche Theater seine „Annie Christie“ (die wir bei Reinhardt gesehen haben) und seinen „Kaiser Jones“ (den wir in der nächsten Spielzeit sehen sollen) gebracht hatte, schickt S. Fischer in Berlin kurz nach dem „Haarigen Affen“, O'Neills dramatische Studie „*Unterm karibischen Mond*“ in die Welt des Schwarz auf Weiß. Eine dramatische Kleinigkeit, eine kurze, scharf gesehene, derbe Seemannsszenenfolge, der man Naturalistik und gute Bilder nachrühmen kann, kaum mehr.... Sein Lungenleiden zwang O'Neill, wie man erzählt, zwei Jahre lang auf See zu reisen. Er kennt das Abenteuern dieser Seematrosen, die weder Tod noch Teufel fürchten, die drei Dinge vielleicht lieben: Rum, die Weiber und das Meer. Gustav Kauder, als [Übersetzer], müht sich, für den Seemanns-slang ein nach Tunlichkeit nur wenig dialektisch-deutsches Surrogat zu finden.

Auf eine andere seltsame Reise durch seltsam phantastisches Ereignen der Jahrhunderte führt ein schmales Novellenbüchlein Felix *Dörmanns*, das die Wiener Literarische Anstalt als „*Geheimnisvolle Geschichten*“ bringt. Im „Schwanenlied der Dame Olympia“ steht der phantastisch hofmanneske Tod des letzten Herzogs von Mendoza hineingezeichnet. Der „Teufelstriller des Tartini“ gibt mit ein Bild Venedigs zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, eine ägyptische Königinnenmumie erwacht gespenstig durch das „Elixier des Lebens“, Lucrezia Borgias Zeit der Renaissance flimmert durch das Filmretrospektiv der „Geliebten des Pandolfo Petrucci“....

Ein eigenartiges Zusammentreffen fügte es, daß von den neuen Nachbarsleuten auf dem Büchertisch noch ein zweiter den Lesern dieses Blattes schon bekannt ist: *Roda Rodas* „*Frühling in Amerika*“ (Gunther Langes Verlag, München). Mit Mystik und mit Abenteuern haben Rodas klug gesehene Reisebilder füglich nichts zu schaffen. Kulturgeschichte kommt schon eher an die Reihe. Im großen ganzen saßt das Buch in diese lebensstarke Gegenwart, erzählt das klar Geschaute ohne jeden Manierismus und genehmigt sich natürlich nicht zu selten die dichterische Freiheit der satirischen Betrachtung. Echter, unverfälschter Roda sind die kurzen Sätze, die oft mehr zu sagen wissen als ein langgedehnter Reisebrief. Weit besseres als flüchtige Reiseskizzen sind hier eingefangen. In Rodas stark

prägnanter Linienführung gibt dieser Rückblick auf das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ein Weltbild aus Dollarika....

So greift man in das Ungefähr der neuen Bücher und holt sich nach der Stimmung, die man eben fühlt, für eine kurze Strecke Weggenossen, geht den Fluchtweg in ein fremdes Schicksal mit, sieht mit den Augen eines fremden Menschenwesens in die große, weite, fremde Welt....

## Seltames vom Büchertisch.

Von Marianne Trebitsch-Stein.

In des Arbeitszimmers Ecke steht ein kleiner Tisch, darauf stapeln sich die Bücher hoch. Neue Belletristik, seltensame Geschichten, Reisebilder, Bücher fremder Menschen, die des Lebens Wunderland in diesen eingefangenen Phantasien suchen. Nur die großen starken Seelen rahmen in ihr Buch das eigene Ich. Zumeist ist dieses Buch ein Fluchtgedanke in ein anderes Leben, in ein fremdes, abenteuerreiches Schicksal. . . .

Als ein neuer Dichter für uns Deutsche, der mit Göttern, Menschen und Geistern lebt, will Lord Dunsany gewertet sein, dessen „Seele am Galgen“ bei Rütten und Loening erschienen ist. Ein Ire von Geburt, den schon das irische Nationaltheater Dublins im Jahre 1909 als Autor nannte, bringt er die Mystik seiner grünen Insel Eriu mit, jene Mystik, die so stark zur Märchensymbolik neigt und dennoch die oft grotesken Schwächen dieser kleinen Menschheit nicht übersieht. Oskar Wilde hat ebenso, noch unbewußt von irischer Art befangen, dort, wo er ins Reich der Fabel wandert, die Satire mit der dichterischen Bildersprache eng verschwistert. Lord Dunsany ging außerdem bei R. L. Stevensons ganz seltensamer Erzählerkunst zur Lehre, holte sich vermutlich auch beim Meister der satirischen

Erquicklichkeit, bei Anatole France, ein gut Teil seiner Weltbetrachtung, und gab aus Eigenem die Seele eines Dichters, die erdroffelt an der hohen Galgenstange dieses Lebens baumeln müßte, wenn sie nicht ins Märchenreich hinüberträumen dürfte. Ein Spaß der Götter von Pégana ist das Erdenwallen unserer Seele, die im Sklavenleib gefangen schmachtet, im Sklavenleib, der Trotz und Aufruhr gegen seine Götter fühlt. Nur wer das „Wunderfenster“ einzutauschen weiß, der alles, was er hat, dafür hingibt, sieht hinab ins Wunderland, selbst aus der Mansardenluke eines Großstadthauses. Elfenkinder, die als „Wilde Wesen“ über Moorgrund tanzen, sehnen sich nach einer Menschenseele und verdammen diesen übeln Tausch, sobald sie nur das Menschenleben klar erfassen, dieses Menschenleben, das Symbol ist, wie ein alter brauner Rock, der jadenscheinig, abgenutzt, doch ewig Kreaturen lockt, sich um dies Endchen seiner abgeschabten Herrlichkeit zu balgen. Durch die ganze Welt, durch die wahre und phantastisch ausgeschmückte, läuft die Märchenphantasie Lord Dunsanys. Einmal landet sie am Galgen, wo der Räuber Tom erhängt im Nachwind flattert, dann eilt sie in das Reich der Götter von Pégana, wo die legendären Götter eigenen Mythenlandes herrschen, schlafen, Rache oder Späße üben. Und wieder reicht die Erotik seiner Dichterträume nach den Südsee-Inseln, nach China, nach dem Orient und Afrika, und wieder reicht sein Haschischtraum nach London. . . . „Kommt mit mir,“ ruft Lord Dunsany im Fluchtgedanken aus dem Lebenschaos, „kommt mit mir, die ihr überdrüssig seid der euch bekannten Welt; hier findet ihr neue Welten.“ Das deutsche Buch von Göttern, Menschen und Geistern gibt nur einen kleinen Ausschnitt seines Schaffens. Emmerich Reechs, des Uebersetzers, Auswahl ist recht klug getroffen.

Frischen Geblütes, so man vom Namen auf die Stammverwandtschaft schließen darf, ist auch Eugene O'Neill, der mit einemmal aus Amerika den letzten Schrei des Dramas ruft. Sein Hang zum Primitiven, seine Regier- und Seemannsromantik, die ähnlich schon im alten englischen Roman (als Regersfreundschaft auch derzeit in Frankreich) anklingt, hat bei uns in deutschen Landen nur geteilte Sympathie gefunden. Nachdem das Deutsche Theater seine „Annie Christie“ (die wir bei Reishardt gesehen haben) und seinen „Kaiser Jones“ (den wir in der nächsten Spielzeit sehen sollen) gebracht hatte, schickt S. Fischer in Berlin kurz nach dem „Haarigen Affen“, O'Neills dramatische Studie „Unter dem Karibischen Mond“ in die Welt des Schwarz auf Weiß. Eine drama-tische Kleinigkeit, eine kurze, scharf gefundene, berbe Seemannszenensolge, der man Naturalistik und gute Bilder nachrühmen kann, kaum mehr. . . . Sein Lungenleiden zwang O'Neill, wie man erzählt, zwei Jahre lang auf See zu reisen. Er kennt das Abenteuer dieser Seematrosen, die weder Tod noch Teufel fürchten, die drei Dinge vielleicht

lieben: Rum, die Weiber und das Meer. Gustav Kauder, als Uebersetzer, müht sich, für den Seemannsling ein nach Tunlichkeit nur wenig dialektisch-deutsches Surrogat zu finden.

Auf eine andere seltensame Reise durch seltensam phantastisches Ereignen der Jahrhunderte führt ein schmales Novellenbüchlein Felix Dormanns, das die Wiener Literarische Anstalt als „Geheimnisvolle Geschichte“ bringt. Im „Schwanenlied der Dame Olympia“ steht der phantastisch Hofmanneske Tod des letzten Herzogs von Mendoza hmeingezeichnet. Der „Teufelstriller des Tartini“ gibt mit ein Bild Venedigs zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, eine ägyptische Königinnenmumie erwacht gespenstlich durch das „Elixier des Lebens“, Lucrezia Borgias Zeit der Renaissance flimmert durch das Filmretrospektiv der „Geliebten des Pandolfo Petrucci“ . . .

Ein eigenartiges Zusammentreffen fügte es, daß von den neuen Nachbarleuten auf dem Büchertisch noch ein zweiter den Lesern dieses Blattes schon bekannt ist: Roda Rodas „Frühling in Amerika“ (Gunther Langes Verlag, München). Mit Mystik und mit Abenteuern haben Rodas klug gefundene Reisebilder sogleich nichts zu schaffen. Kulturgeschichte kommt schon eher an die Reihe. Im großen ganzen faßt das Buch in diese lebensstarke Gegenwart, erzählt das klar Geschaute ohne jeden Manierismus und genehmigt sich natürlich nicht zu selten die dichterische Freiheit der satirischen Betrachtung. Echter, unverfälschter Roda sind die kurzen Sätze, die oft mehr zu sagen wissen als ein langgedehnter Reisebrief. Weit besseres als flüchtige Reiseskizzen sind hier eingefangen. In Rodas stark prägnanter Linienführung gibt dieser Rückblick auf das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ein Weltbild aus Dollarika. . . .

So greift man in das Ungefähr der neuen Bücher und holt sich nach der Stimmung, die man eben fühlt, für eine kurze Strecke Weggenossen, geht den Fluchtweg in ein fremdes Schicksal mit, sieht mit den Augen eines fremden Menschenwesens in die große, weite, fremde Welt. . . .